



Der alte Liebknecht hat einmal erzählt, er habe, kaum in London angekommen und noch kaum warm geworden, unter dem starken ersten Eindruck gleich ein Buch über England begonnen, bis er denn, nach dem ersten Schuß, allmählich doch bedenklicher geworden und es ratsam gefunden, lieber noch einige Wochen zu warten und sich noch etwas gründlicher umzutun. Aus diesen Wochen aber seien Monate, daraus Jahre geworden, bis er schließlich nach, ich weiß nicht, dreizehn oder fünfzehn Jahren einzusehen angefangen, er werde dieses England, das er nach den ersten acht Tagen erkannt zu haben meinte, niemals verstehen lernen. Ich habe, wenn auch in kürzerer Zeit, dasselbe durchgemacht. Es machts wohl jeder durch, der für einen großen Eindruck empfänglich ist, sein Urtheil aber doch nachzuprüfen pflegt und nicht gern unaufrichtig gegen sich selbst wird.

In den ersten acht Tagen glaubt man den Engländer gleich zu haben. Schon weil einer den anderen ja zu bestätigen scheint. Sie gleichen sich alle sehr. Auch äußerlich mehr, als man es in irgendeinem anderen Lande findet; nicht bloß in Süddeutschland oder in Osterreich, wo die Leute sich am liebsten damit beschäftigen, jeder anders auszufehen, sondern auch in Gegenden, wo der Mensch nicht so sehr darauf erpicht ist, ein Original in seiner ganzen Pracht zu sein. Sie gleichen sich so, daß man anfangs nie ganz sicher ist, ob es denn wirklich ein anderer sei, da man doch immer denselben Mund mit derselben Zahnstellung in derselben Intonation unter demselben Lächeln dieselben Gedanken durch dieselben Worte sagen hört. Weshalb es auch in den ersten acht Tagen ja so befreiend und erlösend wirkt, wenn man dem Bernard Shaw begegnet, dem einen Engländer, der anders ist. Schon aus Dankbarkeit dafür aber will ich ihn nicht nachahmen, ich will nicht übertreiben und muß also dies dahin einschränken, daß es freilich nur für einen gewissen Lebenskreis gilt, den nämlich, den das Wort gentleman deckt.

Nach dieser ersten Erfahrung, daß jeder Engländer dem anderen gleich, macht man die zweite, wie bequem das ist. Daß sie darauf verzichten aufzufallen, gibt ihnen eine gewisse Lässigkeit, Sicherheit und Leichtigkeit; einem selbst aber auch. Der ganze englische Anstand beruht darauf, daß sich aller Verkehr in gleichen Gleisen bewegt, während man bei uns jeden Augenblick wieder auf eine schmalspurige Bahn umsteigen muß. Man muß in England nicht für jeden neuen Mitbürger erst wieder einen neuen Verkehr erfinden und dies erleichtert alle menschlichen Beziehungen doch sehr. Begegnungenwickeln sich in festen Formen glatt ab und in den ersten acht Tagen kann man das gar nicht genug bewundern. Bis es dann zur dritten Erfahrung kommt: nach der Verwunderung zur ersten

Enttäuschung. Der Fremde findet nämlich nach einiger Zeit plötzlich, daß sich der Engländer immer in Gemeinplätzen bewege. Wieder nach einiger Zeit aber findet er, daß ihm diese Gemeinplätze, die ihm daheim unerträglich sind, hier ganz gut tun. Er findet zu seinem Schrecken sogar in sich auf einmal eine gewisse Neigung für sie. Und was er nie für möglich gehalten hätte: der Gemeinplatz wird ihm jetzt eine Art Problem. Sollte der Gemeinplatz etwa gar in unserer Weltordnung notwendig sein? Wenn ihm das daheim jemand gesagt hätte, noch vor drei Monaten! Er kann kaum verstehen, was eigentlich hier mit ihm vorgegangen ist. Und indem er sich so fragt, lernt er vermuten, daß es vielleicht zwei verschiedene Gattungen von Gemeinplätzen gibt, daheim eine, hier eine andere. Bei uns stellt sich doch jeder, der etwas sagt, immer an, als ob es seine Meinung sei, und wenn sich dann zeigt, daß es aber ein Gemeinplatz ist, ärgert man sich. Hier ärgert man sich nicht, weil kein Engländer, was er sagt, sich als seine Meinung anmaßt, sondern gleich zu verstehen gibt, daß er, statt uns mit seiner Meinung zu behelligen, wodurch man leicht in Streit gerät, lieber auf grünen Gemeinplätzen mit uns grasen will. Eigene Meinungen wendet der Engländer im öffentlichen Verkehr nicht an. Eigene Meinungen sind das, was einen vom Nachbar trennt, Verkehr soll einen mit dem Nachbar verbinden, eigene Meinungen können also kein Mittel zum Zweck des Verkehrs sein. Wenn zwei Deutsche miteinander auf der Eisenbahn ein Gespräch beginnen, ist es, als ob sie unter Eid auszusagen hätten, und wie beim jüngsten Gericht; sie sind denn auch meistens in der nächsten Station schon beide beleidigt. Kein Engländer kündigt einem gleich an, wie er über Gott und die Menschen, Leben und Sterben, König und Vaterland denkt. Englische Gespräche beginnen immer mit dem Wetter, einem friedlichen Thema, vielleicht dem einzigen, worüber eine Einigung unter allen Ständen herzustellen ist, und setzen sich dann über die Gesundheit fort, was schon aufregender ist, immerhin aber wenigstens sicher jeden interessiert. In Deutschland sind Freundschaften meistens kurz, weil man sich bei der deutschen Aufrichtigkeit zu schnell kennen lernt; mit einem Engländer kann man jahrelang befreundet sein, denn man kennt ihn ja noch immer nicht. Das ist auch das Geheimnis der vielen guten Ehen in England. Deutsche werden diesen Satz für einen Witz halten, Engländer für weise; vielleicht ist er beides.

Hat sich der Fremde nach seinen englischen Erfahrungen dies alles ein wenig überlegt, so wird er nun auch erst gewahr, was das Wort Gemeinplatz eigentlich heißt. Gemeinplatz ist der Platz, der der ganzen Gemeinde gehört, zur allgemeinen Benutzung. Ich darf mich also dort nicht so benehmen wie auf meinem eigenen Grund, denn der Gemeinplatz gehört nicht mir, sondern allen zusammen, ich darf ihn also nur so benutzen, daß ihn auch andere benutzen können. Dies ist das Gesetz alles englischen Verkehrs. Der Engländer vergißt nie, daß er im Verkehr ja nicht auf eigenem Grund ist. Es ist das Gesetz jedes englischen Ge-

sprächs. Wenn ich einen Engländer frage, was er über Elektra, das Haus der Lords oder Christum denke, sagt er zunächst: Well, Mister Bahr! Das enthält aber einen ganzen psychologischen Prozeß. Well, damit ruft er sich selbst an; es heißt: Besinne Dich! Dann fügt er meinen Namen hinzu; das heißt, er ermahnt sich: Erinnerere Dich! Er fordert sich auf, nicht zu vergessen, daß ich da bin, daß er ja nicht mit seinem Gott allein spricht, sondern zu mir, und daß es also nicht so sehr eigentlich darauf ankommt, wie sich das mit der Elektra, dem Hause der Lords oder Christo wirklich in den letzten Gründen verhalten möge, sondern darauf, mir etwas zu sagen, was ich anhören und erwidern kann, auf ein Gespräch, von dem ja jeder was haben soll, wozu nun aber doch gehört, daß es sich in einem Gebiet halte, das beiden gemeinsam ist, und niemals über die Grenze gehe, wo, drüben, das Eigentum der individuellen Überzeugung des einzelnen beginnt.

Solange man dieses Gesetz des englischen Verkehrs, des englischen Gesprächs nicht erkannt hat, meint man auch, die Engländer seien Heuchler. Jemandem Engländer spricht einem andächtig über Religion, man schließt daraus, daß er fromm sei, und wird man nun später zufällig irgendwie gewahr, daß er es keineswegs ist, so finden wir darin ein neues Beispiel der englischen Verlogenheit. Dieser Engländer aber hat uns nur aus Rücksicht auf uns genau das gesagt, was wir, wie er meint, auf religiöse Fragen erwarten; er legt Religiosität für das Gespräch an wie den Frack zum Diner, den er vielleicht auch zum eigenen Gebrauch nicht für wünschenswert hält. Von einem Deutschen kann man es sich versehen, daß er, wenn wir eine Berglandschaft bewundern, es der deutschen Redlichkeit schuldig zu sein glaubt, unsere Stimmung zu stören, indem er plötzlich wild erklärt: Ne, mag ich überhaupt nicht, für mich gibts nur die Haide! Einer hat in einer Mondnacht auf der Akropolis hinter mir gesagt: Was is das all's, wann man unsern Wiener Wald dagegen nimmt! In beiden Fällen sagt der Engländer einfach: Very nice. Und so sagt er in religiösen Gesprächen auch: Very nice. Er sucht in allen Gesprächen das zu sagen, was ihm den geselligen Verkehr zu fördern scheint. Oder wie er es selbst nennt, er sucht das Richtige zu sagen. Es ist eine wahre Leidenschaft der Engländer, in jedem Fall genau zu wissen, was das Richtige für einen richtigen (je nachdem) Musiker, Patrioten oder Clergyman ist. Dies zu wissen macht geradezu den Gentleman aus. Ein Gentleman besteht darin, in jedem Fall zu wissen, was das Richtige ist, aber er besteht nicht darauf, es dann auch auf sich selbst anzuwenden, und er mutet dies auch keinem anderen zu. Das Richtige ist eine gemeinsame Angelegenheit, die nun mit den besonderen Angelegenheiten des Einzelnen nichts zu tun hat. Das Richtige ist der Gemeinplatz, für sich selbst baut sich dann jeder auf seinem Eigenplatz an. Darauf beruht die englische Sitte und darauf beruht die englische Freiheit. Die englische Sitte be-

stimmt den menschlichen Verkehr, aber du mußt ja mit keinem verkehren. Die englische Freiheit besteht nicht darin, daß jeder dem anderen dreinredet. Der Fremde, der gewohnt ist, daß Sitte jeden bis in seine Seele hinein tyrannisiert und daß Freiheit den Verkehr stört, kann den Engländer so wenig verstehen als dieser ihn. Ein Engländer, mit dem ich über Wilde sprach, sagte mir: Wir hätten ihm seine Neigungen gern gegönnt, aber er hat ein Prinzip daraus machen wollen, das konnte man nicht dulden. Und meine Freundin Ethel Smyth, deren March of the women jetzt allen englischen Frauen im Herzen klingt, lacht mich immer aus, wenn ich etwas unkonsequent finde. Konsequent, sagt sie, ist deutsch. Und ich lerne nach und nach verstehen, daß dem Engländer, im Kleinsten und im Größten, eine sittliche Weltordnung notwendig scheint, die doch aber den einzelnen in seinem eigenen Tun nicht stören muß. Es scheint ihm nur notwendig, daß diese sittliche Weltordnung vorhanden sei, was aber nicht ausschließt, daß es sich jeder daneben bei sich einrichten möge, wie es ihm gefällt. Die sittliche Weltordnung muß vorhanden sein und anerkannt werden, aber das ist dann auch genug und nun mag jeder das Seine tun. Es scheint ihm notwendig, manches an Strauß zu tadeln, weil es doch Befehlen der musikalischen Ordnung widerspricht, aber nachdem er durch diesen Tadel seiner Gewissenspflicht genügt hat, schwärmt er für Elektra. Und wie im Künstlerischen, ist's im Sittlichen, ist's im Politischen, ist's überall.

Sei ganz, was Du nun einmal bist, aber behellige keinen damit. Das ist der Grundsatz alles englischen Wesens. Nirgends gibts mehr Eigenbrödlar. Man gehe Sonntags in den Hyde Park, jede Narrheit der Welt findet sich dort. Aber es ist nicht englisch, daß sich Eigenbrödlar, wie sie das in Deutschland tun, in Vereinen organisieren; der Vereinsbetrieb der Originalität ist in England unbekannt. Der Engländer ist auf das, was er ist, so eifersüchtig, daß er es bei sich behält. Sich bei sich zu behalten und mit wahren Geiz nichts von sich herzugeben ist eine Leidenschaft des Engländers. Er teilt sich nicht mit, aus Furcht, daß er damit ja schon einen Teil von sich verloren hätte. Die strenge, alles gleichmachende englische Sitte ist der Schutz der starren inneren englischen Freiheit. Damit jeder sich in seiner Eigenheit behaupten könne, umgeben sich alle nach außen mit dem Richtigen. Jeder sitzt in seinem geistigen Haus allein, um diese befestigten Häuser aber ist ein Kanal, das Richtige nämlich, da rudern sie manchmal herum. Sei ganz, was du nun einmal bist, aber behellige keinen damit!

Als ich so weit war, diesen Grundsatz alles englischen Wesens zu begreifen, fiel mir ein, daß es aber ja schwer sein müsse, damit ein Künstler zu sein. Denn ein Künstler ist doch, wer mit dem, was er ist, andere behellicht. Wer diesen Trieb nicht hat, dem fehlt der Anlaß, sich mit seiner Eigenheit abzubilden und diese Bilder in die Welt zu schicken. Wie kann also dann ein Engländer Künstler

sein? Wenn er diesen Trieb hat, was wird dann aus jenem Grundsatz? Und da war ich beim Problem der englischen Literatur angelangt.

Der englische Leser zweifelt nicht daran, daß das Gesetz des Gesprächs auch für den schriftlichen Verkehr zu gelten hat, auch für die Literatur: er will bei seinen Schriftstellern das Richtige finden. So entstehen zu jeder Zeit die berühmten englischen Schriftsteller, deren Ruhm wir nicht begreifen. Das beste Beispiel dafür ist heute Mrs. Humphry Ward. Wer mit deutschen Gewohnheiten ihre Romane liest, kann nicht verstehen, warum sie sie schreibt; er findet ja nirgends die Mrs. Humphry Ward heraus. Ihr wäre das auch sicher peinlich. Sie sucht ja, wenn sie schreibt, nicht sich, sondern das, was der Leser erwartet. Und daß sie das trifft, besser als irgendein anderer englischer Schriftsteller heute, ist ihre Bedeutung. Hört man auf, in ihren Romanen sie zu suchen, irgendeinen Menschen, der seine Rechnung mit dem Leben macht, so findet man dafür die mittleren Maximen, mittleren Empfindungen, die der Engländer im Verkehr anlegt, so vortrefflich dargestellt, daß man fortan in der guten englischen Gesellschaft stets zu sagen wissen wird, was zu sagen schicklich ist. Ihre Helden benehmen sich tadellos. Auch wenn sie straucheln, geschieht das so, wie der Gentleman vor Leuten, wenn es ihm schon einmal passieren muß, zu straucheln wünscht. Und so haben die Engländer immer berühmte Schriftsteller gehabt, die dies dadurch wurden, daß sie das Richtige darstellten, wobei sie von dem, was wir Literatur nennen, absehen mußten. Wir haben ja solche Schriftsteller auch, aber wir sind undankbar: wir lesen sie heimlich und schämen uns ihrer laut. Und immer haben die Engländer daneben das, was wir Dichter nennen, also die vom Richtigen absehen, die sich betennen wollen, die nicht den Gemeinplatz, sondern ihren Eigenplatz suchen, auch gehabt, aber die sind, von Shelley bis Swinburne, immer verfehmt gewesen, für bewundernswert, aber unpassend angesehen. Zwei, Dickens, noch mehr aber dieser erstaunliche Thackeray, mit der tief Sinnigste seines Jahrhunderts, hatten die Kraft, indem sie das Richtige darzustellen schienen, dahinter den Menschen, den jeder Engländer verbirgt, ahnen zu lassen, indem sie dabei den Leser aber so zu beschäftigen verstanden, daß er ihr unschickliches Verragen nicht merkte, oder zu spät. Andere wieder lösten das Problem der englischen Literatur, indem sie meinten, ein Engländer müsse, wenn er dichtet, zum Franzosen werden, wofür es ihnen auch wirklich vergeben wurde. So Robert Louis Stevenson, auch Wilde anfangs, der bald aber nach einer anderen Methode verfuhr. Soviel ich weiß, hat diese Methode Samuel Butler entdeckt, der Vater Bernard Shaws und sozusagen die Tante G. K. Chestertons. Verwundert hat mich Shaw gefragt: „Sie kennen Samuel Butler nicht? Den größten englischen Schriftsteller der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kennen Sie nicht? Sind Sie denn ein Engländer?“ Die Methode Butlers besteht darin, es sich zum Prinzip zu machen, daß man

das Richtige vermeiden muß. Mit demselben Ton, in dem sonst in englischen Büchern das Richtige vorgetragen wird, trägt er das Unrichtige vor und wovon er überzeugt ist, daß man es nicht sagen dürfe, das schreibt er, denn das allein scheint ihm schreibenswert. Genau genommen ist er eine Mrs. Humphry Ward à rebours. Sie fragt, was der Leser erwartet. Er auch. Aber sie schreibt das dann, er schreibt das Gegenteil. Shaw hat auch diese Methode, aber dazu Genie. Nach einem Genie hat es der Nächste schwer, so bleibt Chesterton nichts übrig, als die Methode bis zur Karikatur zu treiben. Nach ihm wird sie jetzt, einige Zeit wenigstens, kaum mehr zu gebrauchen sein. Wer jetzt in England verblüffen will, muß wieder das Richtige sagen.

Dies will nicht mehr als ein Aperçu sein. Die Neigung des Engländers, sich für sich zu behalten, die das englische Gespräch, den englischen Verkehr, alles englische Wesen bestimmt, muß, da sie sich dem Grundtrieb der Kunst widersetzt, ganz besonders auf diese wirken. Wie sie das tut, bei jedem einzelnen Künstler anders, das bot mir ein Mittel, die englische Literatur seit hundert Jahren zu ordnen. Mehr als ein Schema, das sich denkökonomisch gut verwenden läßt, wills nicht sein. Es ergaben sich ungefähr folgende Gruppen: Das Gesetz des englischen Verkehrs, daß keiner den anderen mit sich behelligen darf, wird auch auf die Literatur angewendet, Dichter (was wir auf dem Kontinent Dichter zu nennen gewohnt sind) werden also zunächst nicht gelitten, sondern sie müssen weg oder werden in Geheimbünden untergebracht (Browning, Wordsworth), es sei denn, daß sie verstehen, es nicht merken zu lassen (Thackeray); dann folgt, als Antwort darauf, in natürlicher Reaktion, das Bedürfnis, die mittlere Meinung, von der alle offizielle Literatur beherrscht wird, zu beleidigen und das Richtige zu verhöhnern, es folgt eine Literatur des Affronts, von Butler über Shaw, in dem der Affront zur persönlichen Leidenschaft, ja zur Lebensquelle wird, zu Chesterton, der schließlich den Affront schon wieder zur bloßen Technik macht, die jeder lernen kann; nun entsteht zuletzt zwischen Mrs. Humphry Ward und Chesterton ein Raum für Schriftsteller, die den Mut zum Unrichtigen haben, nämlich zu sich selbst, aber ohne gereizt zu sein, ohne sich an die Brust zu schlagen, ohne das Bedürfnis des Affronts, vielmehr mit einer gewissen Unschuld und Selbstverständlichkeit: für europäische Schriftsteller auf englische Art. Dahin gehört schon John Galsworthy, mehr noch Arnold Bennett (vor allem in dem wunderbaren Roman *The old wives Tale*) und besonders H. G. Wells, nicht der junge Wells der phantastischen Erzählungen, sondern der der drei großen politischen Romane, *Kipps*, *Tono-Bungay* und *The new Macchiavelli*, durch die er nun eine Art von englischem Anatole France geworden ist. Sie sind, wie Walt Whitman sich gern nannte, Beginner.